

(Nachdruck verboten.)

51

## Albertine.

Roman von Christian Krohg.

„Line — Line — Du tust es nicht — daß Du es mir nicht tust! — Du hörst, was Deine Mutter sagt — es ist Unrecht — ach, tu es nicht — liebe Line — ich glaub', die Mädchen werden ganz verrückt hier, in der Stadt. — Wie sieht das aus! — Du, ein armes Mädchen — wie kannst Du wohl so gehen? — Ja, denn kannst Du man gleich in die Stadt ziehen. Ach, tu es nicht, liebe Line! — Was, meinst Du, was werden Madam Olsen und Madam Hansen sagen, wenn sie das sehen? — Sieh Dir doch Viktoria an! — Hat sie vielleicht Vöden?“

„Ich weiß auf Madam Olsen und Madam Hansen und die ganze Gesellschaft! Aber Du stellst Dich ja fürchterlich an, Mutter, denn will ich es Dir zu Gefallen tun und mir keine Vöden brennen. Aber 'ne Tournüre will ich haben!“

Sie hatten lange herumgesehen, um etwas zu finden, was sich als Tournüre verwenden ließ — da riß Joffa Eduard den „Tag“ aus der Hand und knauschte ihn zu einem Ball zusammen.

„Das ist wirklich die allerbeste Tournüre, die man sich denken kann!“

Mutter Kristiansen trocknete die Augen und schüttelte den Kopf.

Aber der Kleiderrock war bereits in die Höhe gehoben und der „Tag“ darunter festgebunden.

„Sehen Sie doch, sehen Sie doch — das ist doch weiß, Gott nichts zum Weinen, so'n kleines Ding!“

„Nu noch ein Paket in jede Hand — können wir nicht ein paar Lappen und ein Stück Bindfaden kriegen? — Und nu machen wir eine Schlinge und hängen das Päckchen über den kleinen Finger — das sind Besorgungen, die wir gemacht haben! Und dann schnell zu Oline! — Adieu, Mutter Kristiansen!“

„Stell mir die Erbsen warm, Alte, wenn ich vielleicht ein bißchen zu spät kommen sollt.“ —

Und zur Tür hinaus waren sie. Eduard hustete.

„Ja, nu muß ich wohl nach dem Krankenhaus gehen, sonst komme ich zu spät zu Tische, und der Doktor is weg!“ sagte er mit schwacher Stimme, indem er sich erhob. Er hustete hohl und spie mit Anstrengung ein wenig grauen Schleim aus und ging.

### Oline.

Ja, das Wetter war wirklich herrlich! Es tropfte an den Dachrinnen, es leuchtete und lachte von dem blauen Himmel, und der Sonnenschein hatte große, schneefreie Flecke an den Häuserreihen entlang geschmolzen.

Sie blieb einen Augenblick stehen und atmete tief auf. Die Luft war lau und frisch, es war, als sei sie lange krank gewesen; sie sah wieder zu den Fenstern empor. Es sah dort so dunkel und eingeschlossen aus, und die Halbgardine war schrecklich schmutzig und an vielen Stellen gestopft.

Nein, so konnte es nicht weiter gehen.

Zur Linken ragte der Kirchturm sonnenbeschienen auf. Da lagen schimmernde Schneeflächen mit einer blauen Wand dahinter. Und rechts hinter den häßlichen Dächern und Häusern lag die Stadt, das wußte sie, der seine Teil der Stadt. Der lag da im Sonnenschein und wartete auf sie.

„So spüte Dich doch, — Du wußt Dich wirklich ein wenig spüten!“

Sie hüpfte hinter Joffa drein, deren Tournüre sie um die Strecknede verdrängen sah.

Hier schlängelten sie sich unter Lachen und Rufen von der einen Seite nach der anderen, zwischen den verschiedenen Menschen hindurch, die dort gingen, einmal quer über die Straße hinüber, um dem ausgestreckten Arm eines Schlächterbruders zu entgehen, dem sie eine hastige Antwort ins Gesicht schickten, zuweilen vom Bürgersteig hinab, wieder hinauffpringend, um sich gegenseitig nicht zu stoßen.

Atemlos standen sie dann vor einer Glastür im zweiten

Stockwerk eines Hauses in der Brostraße; Joffa zog energisch am Glodenzug, so daß der hin und her baumelte.

„Rein, sieh doch mal, ordentlich, 'ne gedruckte Visitenkarte an der Tür hat sie.“ Ja, was sagst Du dazu?“

„Madame Oline Frederiksen — Wasch und Plättstube“ — na, ich danke!

„Die und Madam! Sie ist doch auch nicht feiner als die Alte. Mich wundert bloß, daß da nicht Frau Oline Frederiksen steht! Aber sie nennt sich ja gar nicht Kojalie!“

„Sie hat das Recht, sich Madam zu nennen.“ sagte Joffa, „denn ihr Mann ist ja Meister und hat Gesellen in seiner Werkstatt.“

„Ja, meinetwegen kann sie sich soviel Madam nennen, wie sie will, sie ist früher ja fein genug gewesen, sollt' ich meinen; es gibt noch nicht viele Madams und nicht viele Fräuleins, die solche Kleider über und unter haben wie sie — Kojalie Kristiansen gehabt hat!“

Oline stand in der geöffneten Tür, ehrbar, das Haar glatt an den Schläfen herabgestrichen, dieselbe braune Farbe wie Albertinens, dieselbe Kopfform, dieselben großen, ernsthaften Augen, dieselbe Nase und die schmalen, geschwungenen Lippen, dieselben breiten, viereckigen Schultern, die hohe Brust und die großen Hände, und derselbe bleiche, feine Teint, nur ein wenig frischer, das Ganze ein wenig voller und mit ansehnlichem Doppeltinn.

Lächelnd und ruhig stand sie da, anständig und hübsch, froh und vernünftig und wohlhabend anzusehen. Die Kleiderärmel waren bis über die Ellenbogen aufgestreift und ließen ein Paar edle Waschfrauenarme und Hände sehen mit verwaschener, runzeliger Haut an den Fingertspitzen. —

Es war kalt in der Wohnstube, in der sie geführt wurden, und über dem frischgestrichenen Fußboden war Papier ausgebreitet.

Es war viel feiner wie draußen bei ihnen in der Rorderstraße, gesteierte und gemusterte Gardinen vor den hohen Fenstern, keine Rede von Halbgardinen mit Stopfstellen.

Der Kronprinz und Kronprinzess Viktoria, die über dem Sofa hingen, hatten breite, feine vergoldete Rahmen und waren, der Fliegen halber, mit Flor verhängt, die Wände waren tapeziert, keine blau gestrichene Holzverkleidung. — Und dann schien die Sonne durch das hohe Fenster in das ganze Zimmer hinein.

Joffa hatte gar keine Zeit zum Umsichsehen.

„Ach, das Bett ist herrlich, Oline, und da hab' ich denn endlich Albertine mit herausgekriegt; sie hat ja fast den ganzen Winter zu Hause geessen, sie ist ganz mager und blaß und elend geworden!“

„Und weißt Du, was sie in der Stadt von ihr erzählen?“

„Na, das kann ja schließlich einerlei sein, ich will keinen Klatsch weiter bringen, das is nicht meine Art.“

„Hab' ich mein Kleid nicht fein rausgeputzt? Und was für eine Tournüre, Du! Denk Dir, da sind ordentliche Federn drin, — was sagst Du dazu? — Nein, Du, Albertine muß raus! Aber ihre Sachen sind beim Färber, — ja, man nennt es „Färber“, aber Du weißt wohl, was für eine Art Färber das is. — Und da sag' ich, — ach, was, sag' ich — und hier sind wir. — Der König is in der Stadt, und der himmlische Prinz Karl, und Du kannst Dir ja denken, ich muß raus und mir die Beine vertreten, und im Studentenhaus spielen sie heut' — und —“ sie senkte die Stimme —

„stell Dir vor, was sie von ihr sagen! Sie sagen, sie is zur Kontrolle gewesen und sie hat im Krankenhaus gelegen! — Albertine? sag' ich, die Unschuld selbst? sag' ich, — sie, die nicht mal verlobt gewesen is — die nicht einen einzigen feinen Herrn kennt — die? sag' ich — Albertine glaubt ja, daß es von Valeria ausgeht, aber ich sag' nich, von wem ich es hab' — ich erzähl' bloß, was die ganze Stadt sagt.“

„Ja, das ist die ärgste Lüge, die ich in meinem ganzen Leben je gehört habe.“ sagte Oline und lachte und strich den einen Armel, der herabgeglitten war, in die Höhe.

„So'n Hase wie Albertine; sie hat wohl nicht mal dem Mut, sich zu verheiraten — die kauft ihrem Mann in der Hochzeitnacht weg! — Herr, Du meinst Lebens, hast Du Dir das Haar abgeschnitten das steht Dir übrigens gut, aber Du mußt es brennen!“

„Ach nein, das will ich nicht, denn dann weint Mutter; für mir mit Mühe und Not hab' ich die Erlaubnis getriegt, 'ne Tournoi unterzubinden.“

„Mutter ist verrückt. Ich weiß noch ganz genau, wie ich mir das Stirnhaar abgeschritten hatt'; aber brennen mußt Du es natürlich. Ich hab' ordentliche Instrumente dazu, eine Brennföhre und eine Spirituslampe. Siehst Du?“

Albertine sah sie an.

Ja, sie wußte ganz genau, aus welcher Zeit diese Instrumente stammten, und sie Mann sich ganz deutlich Olivens Stirnlocken, der vier regelmäßig frisiereten Locken, die nebeneinander auf der geschminkten Stirn lagen.

Ihr schauderte. Es war ihr, als greife das Schicksal nach ihr, mit dieser glühenden Zange, die Olive über der Spiritusflamme wärmte, und das Schicksal erschien ihr in Gestalt des häßlichen Polizeistationsgebäudes, an dem die Uhr wie ein Auge in der Stirn sah.

Ja, auf einmal, wie von einem Blick beleuchtet, stand das Ganze vor ihr; Olive, die durch die Glastür ging, mit großen, wallenden Straußensfedern, die vier Locken auf der Stirn, in Pelzmantel, seidnem Kleid und hohen Lackstiefeln mit spitzen Absätzen mitten unter der Sohle. Auf herausfordernd freche Weise hatte sie die Füße sehr auswärtwärts gesetzt, als sie die Granitstufen der Treppe hinaufschritt.

Albertine sah die Stirn an, die jetzt so hübsch und unfehlbar aussah. — Was sie wohl dachte, während sie sich mit dem Brennaparat beschäftigte, der so wenig zu den Waschkrauenarmen und den verwaschenen Fingern paßte?

Dachte sie an die Zeit, wo sie nicht nötig gehabt hatte, mit kaltem und warmem Wasser und grüner Seife herumzuhantieren, sondern nur an ihren Staat zu denken brauchte — wo sie so viel, viel mehr Geld gehabt hatte wie jetzt — wo sie mit feinen Herren zusammen war, die verliebt in sie waren und ihr goldene Uhren und Ketten und goldene Ringe schenkten und ihr Champagner spendierten?

Sehnte sie sich nach dieser Zeit? Ja, das tat sie gewiß, es wohnte gewiß manch ein sehnsuchtsvoller Gedanke hinter dieser tugendhaften Stirn mit dem glattgeschheitelten Haar.

Nein, sie konnte es nicht begreifen, daß das Schicksal sie wieder ganz frei gegeben, nachdem es erst einmal seine Klauen in sie geschlagen hatte — und die Spinne da oben, die ließ ja keine Fliege wieder aus ihrem Netz heraus — wenn sie das tat, dann war es ja nicht so gefährlich, — ach was — wenn die Art wieder ganz anständig werden konnte! — Aber das war ja gerade die Sache, daß sie inwendig so beschmutzt wurden, daß sie nie wieder rein werden konnten.

Olive spielte wohl nur Komödie mit dieser Tugend — es war nicht anders möglich — eines Tages mußte es wieder von vorn anfangen — oder auch sie mußte sich das Leben nehmen — aber wie konnte sie dies hier aushalten, mit einem schrecklich mürrischen Mann von einigen Sechzig verheiratet zu sein und die Schande mit sich herumzuschleppen, und sich vom Morgen bis zum Abend abzarbeiten! Nein, nein!

Olive sah auf und sah, wie Albertine sie anstarrte. Sie lächelte.

Sü — dies Lächeln!

Es war dasselbe wie damals — dasselbe Lächeln wie vor der Glastür — das sie nie wieder vergessen konnte!

(Fortsetzung folgt.)

## Candide bei den „Bulgaren“.

1755 ereignete sich jenes Erdbeben von Lissabon, dem das Verdienst zukommt, Voltaire die äufere Anregung zu einer seiner glänzenden Schriften gegeben zu haben. Der „Candide“ (oder „Der Optimismus“) erschien 1757 und brachte in Form einer abenteuerlichen Erzählung eine glänzende Verhöhnung des Leibnizschen Optimismus, insbesondere der Lehre von der bestehenden Welt als der besten aller überhaupt möglichen Welten. Hierbei fallen genug Hiebe für einige Duzend sogenannter Kulturrerregungschaften ab, zu denen ja auch die Kriegsgreuel und speziell der preussische Militarismus von ihren Bewunderern gerechnet werden. Der Held der Geschichte, Candide, wächst bei einem weisfällischen Baron (von 72 Ahnen) auf und gilt als „ein Sohn der Schwester des Herrn Barons und eines wackeren und ehrfamen Edelmanns aus der Nachbarschaft; heiraten wollte ihn jenes Fräulein nie, denn er konnte nur einundsiebzig Ahnen aufweisen, und den Rest seines Stammbaumes hatte die unbarmherzige Zeit vernichtet.“ Als Erzähler der Tochter und des Sohnes, sowie des Schweftersohnes wirkt Magister Pangloss, der die „Metaphysico-

theologico-nigologie“ lehrt. Dieser Leibnizjünger „betwies wunderbar, daß es keine Wirkung ohne Ursache gäbe, und daß in dieser besten aller möglichen Welten das Schloß des gnädigen Herrn Barons das schönste aller Schlösser, und die gnädige Frau die beste aller möglichen Baroninnen wäre.“

„Es ist bereits erwiesen,“ sagte er, „daß die Dinge nicht anders sein können; denn da alles zu einem Endzweck geschaffen, so strebt alles notwendigerweise zum besten Endzweck. Achten Sie wohl darauf, daß die Nasen geschaffen wurden, um Brillen zu tragen — deshalb trägt man sie; die Beine sind augenscheinlich da, um mit Schuhen und Strümpfen bedeckt zu werden, und — wir haben Schuhe und Strümpfe; die Steine empfangen ihre Form, um behauen zu werden und aus ihnen Schlösser zu errichten; und so haben Ew. Hochgeboren ein sehr schönes Schloß; der größte Baron in der Provinz muß am besten wohnen; und die Schweine wurden geschaffen, um gegessen zu werden, wir essen das ganze Jahr über Schweinefleisch; folglich haben die eine Dummheit gesagt, so da behaupten, alles sei gut; man muß vielmehr sagen, alles ist zum Besten eingerichtet.“

Da Candide mit der Tochter des Hauses überrascht wird, jagt man ihn davon, und nun beginnt seine Leidenszeit erst recht:

„Aus dem Erdenparadies verjagt, wanderte Candide lange Zeit, ohne zu wissen, wohin, unter Tränen, die Augen zum Himmel gewandt und oftmals zurückblickend zum schönsten aller Schlösser, das die schönste aller Baronessen barg. Mit leerem Wagen legte er sich mitten im Felde hin, zwischen zwei Furchen.

Der Schnee fiel in dichten Floden. Candide, ganz starr, schleppte sich am anderen Morgen zur benachbarten Stadt Volberghoff-trarbi-dit-dorff, ohne Geld, fast tot vor Hunger und Ermattung. Betäubt blieb er vor einer Wirtshausstür stehen. Zwei Blauröde wurden ihn gewahr. „Ratrad,“ rief der eine, „sieh da, welch wohlgebauter, junger Mann! Von einem Wuchse, wie wir ihn brauchen!“ Sie gingen auf Candide zu und baten ihn verbindlich, mit ihnen zu speisen.

„Meine Herren,“ versetzte Candide mit reizender Bescheidenheit, „Sie erweisen mir eine große Ehre, aber ich habe kein Geld, um meine Zechen zu bezahlen.“

„O, mein Herr,“ erwiderte einer von den Blauen, „Personen, so wohlgewachsen, und von Verdienst wie Sie, bezahlen nie etwas. Sind Sie nicht fünf Fuß fünf Zoll groß?“

„Ja, meine Herren, das ist mein Militärmäß“, sagte er und verbeugte sich.

„O, mein Herr, kommen Sie zu Tische; wir werden nicht nur bezahlen, sondern auch dafür sorgen, daß es einem Mann wie Ihnen nie an Geld fehlt. Die Menschen sind nur dazu da, daß einer dem anderen helfen soll.“

„Sie haben Recht,“ sagte Candide, „das hat mich Magister Pangloss immer gelehrt, und ich sehe wohl ein, daß alles zum Besten geschaffen.“

Man nötigte ihm einige Taler auf, er nimmt sie und will seine Unterschrift geben; sie wollen nicht; man setzt sich zu Tisch.

„Lieben Sie nicht herzlich . . .“

„Ach ja,“ versetzte er, „ich liebe herzlich Fräulein Kunigunde.“

„Nein,“ sprach einer der Herren, „wir fragen Sie, ob Sie nicht den König von Bulgarien herzlich lieben?“

„Keineswegs,“ sagte er, „denn ich habe ihn niemals gesehen.“

„Wie? den scharmantesten aller Könige nicht? Auf seine Gesundheit müssen wir trinken.“

„O, sehr gern, meine Herren!“ Und er trinkt.

„Nun ist's genug,“ sagt man ihm, „Sie sind die Stütze, der Halt, der Verteidiger, der Heros der Bulgaren; Ihr Stück ist gemacht, Ihr Ruhm verbürgt.“

Sogleich legt man ihm eiserne Schellen an die Füße und führt ihn zum Regiment. Man läßt ihn Rechtsumkehrt, Linkskehrt machen, Gewehr auf, Gewehr ab, Legt an, Zielt, Marsch, Marsch, und man verabsolgt ihm dreißig — Stodprügel; am anderen Tage exerziert er schon etwas besser, und bekommt nur zwanzig Streiche; am darauffolgenden gibt man ihm nur zehn, und er wird von seinen Kameraden wie ein Wundertier angesehen.

Candide, ganz verblüfft, konnte sich noch nicht enträtseln, wie er zu einem Heros geworden war. Da fiel es ihm an einem schönen Frühlingstage ein, spazieren zu gehen; er wandelte gerade vor sich hin, im Glauben, es wäre ein Vorrecht für die Menschengattung wie für die Tiere, nach Belieben von seinen Weinen Gebrauch zu machen. Kaum hatte er zwei Meilen zurückgelegt, da holten ihn vier andere sechs Fuß hohe Heros ein, binden ihn und führen ihn in einen Kerker. Man fragte ihn, ganz nach dem Kriegsrecht, was er lieber wollte, sechsunddreißigmal Spieghruten laufen, oder sich auf einmal ein Duzend Weisflugeln ins Hirn jagen lassen. Was half ihm sein Gerede, der Wille sei frei, er wolle weder eines noch das andere — er mußte wählen; Kraft der Gottesgabe, Freiheit genannt, entschloß er sich, sechsunddreißigmal Spieghruten zu laufen. Zwei Gänge machte er.

Das Regiment bestand aus zweitausend Mann; das machte für ihn viertausend Hiebe, die vom Nacken bis zum Gesäß seine Muskeln und Nerven bloßlegten. Als man Vortehrungen für den dritten Gang machte, vermochte es Candide nicht mehr auszuhalten, er bat um Gnade, man solle so gütig sein, ihm den Schädel einzuschlagen. Er erhielt diese Vergünstigung; man verbindet ihm die Augen, man läßt ihn niederknien. In diesem Augenblick kommt der Bulgarenkönig vorbei, er erkundigt sich nach dem Verbrechen des Patienten, und da dieser König ein großes Genie war, so ent-

nimmt er allem, was er hört, daß Candide ein junger Metaphysiker ist, völlig unerfahren in den Dingen der Welt, und er begnadigt ihn mit einer Witze, die man in allen Blättern und allen Jahrbüchern lobpreisen wird.

Ein wackerer Feldscherer heilte Candide in drei Wochen mit Emollentia, wie sie Dioscorides vorschreibt. Er hatte schon ein wenig Haut auf dem Leibe und konnte marschieren, als der Bulgarentönig dem Könige der Abaren eine Schlacht lieferte.

So schön, so leicht beweglich, so glänzend, so wohl geordnet hatte man noch nie zwei Armeen gesehen, wie diesel. Die Trompeten, Pfeifen, Hoboen, Trommeln und die Kanonen gaben ein solch harmonisches Konzert, wie es selbst in der Hölle noch nie gegeben worden ist.

Zuerst rissen auf jeder Seite die Kanonen so ungefähr sechs-tausend Mann weg; dann besetzte das Gewehrfeuer die beste aller Welten von ungefähr neun- bis zehntausend Schützen, die ihre Oberfläche verpesteten. Das Bajonett war auch der zureichende Grund für den Tod von einigen tausend Menschen. Das Ganze konnte sich wohl auf dreißigtausend Seelen belaufen.

Candide, als Philosoph etwas länglich, verbarag sich während dieses heroischen Gemehels so gut als er konnte.

Während die beiden Könige, jeder in seinem Lager, endlich das „Herr Gott, dich loben wir!“ anstimmen ließen, sagte er den Entschluß, anderswo über Wirkungen und Ursachen nachzugrübeln. Ueber Haufen von Toten und Sterbenden stieg er weg und erreichte zunächst ein Nachbardorf; es lag eingäschert, ein Abarendorf, das die Bulgaren, dem Völkerrächte zufolge, verbrannt hatten; hier saßen Greise, von Kugeln durchbohrt, ihre hingewürgten Frauen sterben, die noch ihre Kinder an blutenden Brüsten hielten, dort gaben Jungfrauen ihren Geist auf, nachdem sie vorher die Naturbedürfnisse einiger Kriegshelden befriedigt hatten; andere, halb verbrannt, schrien, man sollte sie endlich völlig töten. Die Erde war weithin mit Gehirnen bedeckt und daneben lagen Arme und abgeschmittene Beine.

Candide floh eiligst in ein anderes Dorf; es gehörte den Bulgaren, und die abarischen Heroen hatten es ebenso behandelt. Candide, immer über zudende Gliedmaßen hinschreitend oder mitten durch Ruinen, sah sich endlich außerhalb des Kriegstheaters, ein wenig Mundvorrat trug er in seinem Quersack bei sich und vergaß niemals Fräulein Kunigunde . . .

So endet das erste Erlebnis Candides, seine Dienstzeit in der preussischen Armee, deren Werber ihn eingefangen hätten. Denn die „Bulgaren“ — damals ein vager und phantastischer Begriff — sind niemals anders als die Preußen, und der „Bulgarentönig“ ist jener Friedrich, den man wegen seiner kleinen Statur ironisch „den Großen“ zu nennen pflegt. Unter den „Abaren“ kann man sich die Oesterreicher oder auch irgendeine andere Kulturnation vorstellen, sie gaben der preussischen Soldateska — man muß immer an die Zusammensetzung dieser Söldnerheere denken — nichts nach. Wenige Jahre vorher hatte Voltarie den Berliner Staub von den Füßen geschüttelt, und seinem Groll gegen den alten Fritz machte er nicht am schlechtesten in der angeführten Stelle des „Candide“ Luft. Wenn heute von Kriegsenthusiasten die siegreichen Bulgaren den preussischen Truppen gleichgestellt werden, so hat Voltarie vor anderthalb Jahrhunderten den Vergleich umgekehrt und in keiner schmeichelhaften Absicht angewandt. Wer mag da wohl am meisten recht haben? Sicher ist jedenfalls, daß die schlimmsten Greuel, die den Bulgaren jetzt nachgesagt werden, die Heldentaten der friderizianischen Horden nicht überbieten. Und ebenso sicher ist, daß trotz aller „Humanität“ die Summe des Glends und der Leiden bei heutigen Kriegen eher größer als geringer geworden ist.

## Vierzig Züge in der Stunde!

In kurzer Zeit schon werden im Plenum des Abgeordneten-Hauses die Beratungen über Bewilligung der Mittel zur Einrichtung des elektrischen Betriebes auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen beginnen. Die angeforderte Summe beträgt 123 Millionen. Augenblicklich tagt bereits die beratende Kommission, und dieser ist vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten eine Denkschrift zugegangen, die die Vorteile des elektrischen Betriebes erläutert und sehr viel äußerst interessantes Material über die heute möglichen höchsten Steigerungen des Verkehrs auf Stadtschnellbahnen enthält.

Da ist ganz besonders bemerkenswert der Abschnitt, der die Erfahrungen der von der königlichen Eisenbahndirektion Berlin nach London zum Studium der dortigen Schnellbahnen entsandten Studienkommission enthält. Diese Ausführungen sind von prinzipieller Bedeutung; denn sie stellen dar, mit welcher Höchstgeschwindigkeit bei dem heutigen Stande der Technik und bei Benützung vollendet ausgebildeter Anlagen überhaupt eine Personenbeförderung möglich ist. Die Herren haben, mit der Stoppuhr in der Hand, ihre Beobachtungen auf der am meisten befahrenen Londoner Schnellbahnstrecke, der Metropolitan- und Distriktbahn, gemacht und sind dabei zu folgenden Ergebnissen gekommen:

Es ist möglich, bei einer Bahnanlage, wie die Berliner Stadtbahn es ist, in der Stunde vierzig Züge in jeder Richtung laufen zu lassen. Das wäre also ein Aderthalbminuten-Verkehr. Diese sehr rasche Zugfolge, die selbst in den Stunden des höchsten Verkehrs

wohl noch auf viele Jahre hinaus allen Anforderungen genügen würde, ist jedoch nur möglich, wenn die Bahn elektrisch betrieben wird und selbsttätige Signaleinrichtungen erhält.

Denn allein der elektrische Betrieb ermöglicht zwei Dinge, die zur raschen Abwicklung des Verkehrs unbedingt notwendig sind: rasches Einlaufen der Züge in die Bahnhöfe und rasche Ausfahrt des Zuges vom Haltepunkt. Die Dampflokomotive, deren Triebwerk sehr viel hin- und hergehende Teile hat, bedarf stets einer längeren Zeit, bis sie ihre Höchstgeschwindigkeit erreicht hat. Die notwendige allmähliche Beschleunigung der hin- und hergehenden Getriebeteile dauert so lange, daß bei dem kurzen Abstand der Stationen, wie sie bei allen Stadtbahnen, und also auch bei der Berliner, vorhanden sind, die Höchstgeschwindigkeit überhaupt nicht erreicht wird. Die Fahrt der Berliner Stadtbahnzüge setzt sich heute eigentlich nur aus Anfahren und Bremsen zusammen. Zur Entfaltung einer richtigen Fahrtgeschwindigkeit kommt es überhaupt nicht. Aus diesem Grunde ist die Einlaufgeschwindigkeit der Züge gering, und das Hinausfahren aus den Stationen dauert gleichfalls viel zu lange, um eine sehr rasche Zugfolge zu ermöglichen.

Ganz anders verhält sich der Elektromotor. Er besitzt ausschließlic rotierende Teile, die sehr rasch zu beschleunigen sind. Auf diese Weise können die elektrischen Züge auch bei kurzem Stationsabstand große Fahrtgeschwindigkeiten erreichen und deshalb schnell in die Stationen einlaufen. Wenn man sehr kräftige Bremsen anwendet und dafür sorgt, daß alle Achsen der Wagen gebremst werden können, so ist die Einfahrt in kürzester Zeit zu bewerkstelligen. Beim Ausfahren ist der Motor rasch auf hohe Tourenzahlen zu bringen, so daß auch hierzu sehr geringe Zeiten notwendig sind. Freilich muß, um ein wirklich wirksames Ergebnis zu erzielen, noch eine sehr rasche Abfertigung der Züge auf den Bahnhöfen hinzukommen. Die Studienkommission hat durch eigene Beobachtungen, nicht durch theoretische Berechnungen aus den Fahrplänen, ermittelt, daß der Aufenthalt eines Zuges auf einer Station der am meisten befahrenen Strecke in London im Durchschnitt 16,4 Sekunden beträgt. Dieses interessante Ergebnis wird erreicht, obgleich die Londoner Schnellbahnwagen nur je drei Türen, je eine an jedem Wagenende und eine in der Mitte, besitzen. In Berlin würde man die heutigen Wagen, die eine Tür für jedes Abteil besitzen, beibehalten, was die Abfertigungsgeschwindigkeit nur beschleunigen kann.

Ein für die schnelle Zugabfertigung wichtiges Hilfsmittel sind die in London angewendeten Zugankündiger, die ein treffliches Orientierungsmittel für das Publikum bilden. Auf einer großen über dem Bahnsteig hängenden Tafel, auf der alle vorkommenden Zugziele angegeben sind, erscheinen elektrisch beleuchtete Ziffern „1“, „2“ und „3“, um dem Publikum anzuzeigen, welche Ziele der nächste, der zweite und der dritt nächste Zug haben. Der Stellwerksbeamte auf der Station, wo verschiedene Außenlinien sich zur Stammstrecke vereinigen, bedient einen Sender mit einem Zifferblatt, auf dem die verschiedenen Zugziele angegeben sind. Bei der Abfahrt eines Zuges dreht er den Zeiger des Senders auf die Stelle, die dem Ziel des Zuges entspricht. Dann schließt er mit einem Hebel Stromkreise und bewirkt dadurch, daß je ein Empfängerapparat auf allen Stationen bis zum Stellwerk auf dem Endbahnhof, wo sich die Linien wieder teilen, die Vormeldung des richtigen Zuges aufnimmt und gewissermaßen aufspeichert. Von dem Empfängerapparat jeder Station werden die Zeichen an den Zugankündiger auf dem Bahnsteig weitergegeben. Durch jeden Zug, der eine Station verläßt, werden alsdann automatisch die Ziffern auf der Anzeigtasche dieser Station im richtigen Sinne verändert, d. h.: die „1“ verschwindet, die „2“ wird in „1“ und die „3“ in „2“ verwandelt, und es erscheint eine neue „3“.

Bei der in London eingerichteten selbsttätigen Bedienung der Signale wird jeder nicht unbedingt notwendige Zeitaufwand auf das sorgfältigste vermieden. Nur die Signale der Stellwerke, an welchen Weichen liegen, werden von einem Wärter bedient. Signale dagegen, die nicht mit Weichen in Abhängigkeit stehen, sondern lediglich einen Streckenabschnitt begrenzen, werden selbsttätig durch den Zug gestellt. Die Zeit, die der Wärter eines nicht selbsttätigen Blockwerks gebraucht, um den Entschluß zu fassen, den Block nach Durchfahrt eines Zuges zu bedienen, und diesen Entschluß auszuführen, muß zu acht bis zehn Sekunden angenommen werden, die beim selbsttätigen Block erspart werden, so daß allein durch die Selbsttätigkeit des Blockwerks die Zugfolge um diesen Zeitraum gekürzt werden kann. Die Signale sind mit einer Fahrsperrung ausgerüstet, die beim Ueberfahren des Haltesignals den Zug durch Anstellen der Luftdruckbremse zum Stehen bringt.

Findet ein Fahrer ein selbsttätiges Signal auf Halt, so hält er. Ist das Signal nach Ablauf einer Minute noch nicht auf „freie Fahrt“ gegangen, so setzt der Fahrer die Fahrsperrung-Bremseinrichtung seines Motorwagens außer Tätigkeit und fährt, nachdem er den Zugführer mit in sein Führerabteil aufgenommen hat, langsam weiter, und zwar so, daß er seinen Zug jederzeit in der Gewalt hat. Er darf erst dann wieder seine volle Geschwindigkeit annehmen, wenn er die nächsten zwei Signale auf freie Fahrt stehend vorgefunden und passiert hat.

Auf der Distriktbahn sind nach Aufzeichnungen der Gesellschaft im Juli 1912 auf 2331 200 Signalstellungen 14 Fehler und im August 1912 auf 1695 402 Signalstellungen 10 Fehler vorgekommen. Bei solchen Störungen werden betriebsgefährliche Falschstellungen nicht herbeigebracht, sondern es geht der Signalsügel auf „Halt“ statt auf „freie Fahrt“, so daß die Züge aufgehalten werden.

Bei Einführung des elektrischen Betriebes und dieser Signaleinrichtung, die von der Eisenbahndirektion Berlin wohl in Betracht gezogen wird, dürfte also auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen nicht nur die Geschwindigkeit, sondern auch die Sicherheit nachwachsen. Die Gesamtzahl der Passagiere, die in den geplanten Nachtzugzügen im Laufe einer Stunde auf Sitzplätzen befördert werden können, wird 24 400 betragen.

## Bauopfer.

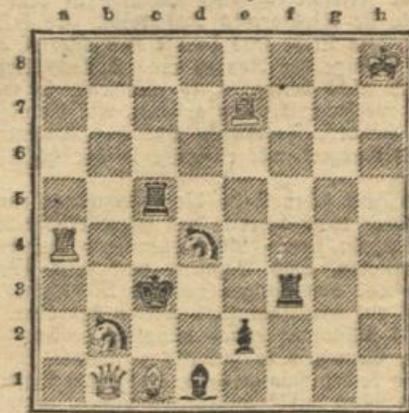
Der Hausbau ist von den ältesten Zeiten an mit einer gewissen Mystik umgeben gewesen. Der primitive Mensch fürchtete den Zorn der Geister, die sein Werk verderben konnten, und die bei übler Laune das Haus zusammenbrechen ließen und seine Bewohner töteten. Da war es ratfamer, sie von vornherein zu versöhnen und ihnen freiwillig das Blutopfer zu gewähren, das sie sich sonst allein holten. Als das kostbarste Geschenk für die Dämonen galt aber immer der Mensch selbst, und so ist der Glaube entstanden, daß man eine lebende Person darbringen mußte, sollte der Bau gedeihen. Solche Sitten finden sich in den verschiedensten Zeiten und Ländern; bald haben sie sich im Spiegel der Legende und Sage erhalten, und bald erzählten moderne Reisende von ihnen, die solche Bräuche bei den Wilden in den entlegenen Teilen der Welt beobachtet haben. Eine besonders gräßliche Form dieses Bauopfers war, wie der „New Yorker Herald“ schreibt, bei den Ureinwohnern von Alaska üblich. Als Rusland dieses Gebiet im Jahre 1867 an die Vereinigten Staaten abtrat, war die Sitte dort noch allgemein vorhanden, und die neuen amerikanischen Behörden mußten erst energische Maßnahmen ergreifen, ehe sie dem barbarischen Aberglauben ein Ende zu bereiten vermochten. Ja, einige Forscher sind sogar der Ansicht, daß diese Gewohnheit, einen neuen Wohnraum „einzuwöhnen“, noch heute bei mehreren Stämmen des Yukon-Gebiets im Geheimen geübt wird. Der bekannte Alaskaforscher W. G. Chace beschreibt das Menschenopfer folgendermaßen: Wenn ein Eingeborener eine neue Wohnstätte errichten will, steckt er auf dem dafür bestimmten Platz zunächst ein Quadrat ab. Das ist die Stelle, auf der sich später der Herd, der Mittelpunkt und das Heiligtum des Hauses, erheben soll. Dann wird der zum Opfer bestimmte Mensch herbeigeschafft — ein Sklave oder ein Kriegsgefangener — man verbindet ihm die Augen und legt ihn an jene Stelle auf den Erdboden nieder. Darauf wird ein junger Baumstamm quer auf seine Stelle gelegt; zwei Verwandte des künftigen Hausbesitzers setzen sich auf die beiden Enden des Stammes und drücken dem Opfer den Hals ein. Bei dieser gemütvollen Prozedur verdient das offenkundige Bestreben hervorgehoben zu werden, möglichst kein Blut zu vergießen. Man dachte wohl, daß der böse Geist sich nun sofort des Leichnams bemächtigt und sich an dem Blute labt; darum sollte der kostbare Saft dem Dämon nicht durch das Ausfließen entzogen werden. Noch bis auf den heutigen Tag wollen die Einwohner von Alaska auf ihr altgewohntes Opfer beim Neubau einer Wohnstätte nicht verzichten. Freilich müssen sie sich damit begnügen, ein Tier in der beschriebenen qualvollen Weise umzubringen, da die Menschenopfer natürlich streng verboten sind.

In Europa sind Ueberlieferungen, die in diesen Gedankenkreis gehören, gleichfalls vorhanden. Als man im Jahre 1885 die Holsteinische zu North Devon in England restaurierte, entdeckte man in den Grundmauern den Abdruck eines menschlichen Körpers, ganz ähnlich wie seinerzeit in Algier. Auch sonst hafet an manchen alten Kirchen Englands die Sage von einem Mord, der bei ihrer Erbauung begangen worden sein soll. Vielleicht hängt die weitverbreitete Vorstellung von „weißen Frauen“, die in alten Schlössern und Kathedralen ihr Wesen treiben sollen, mit solchen Opferlegenden zusammen. Auch hier haben wir auf jeden Fall den Glauben an bestimmte Geister, die im Hause ihren Sitz haben, und die seinen Bewohnern nutzen oder schaden können; ein uralter Völkerglaube, der sich in den verschiedensten Zonen und Zeiten wiederfindet. Eine besonders schauerliche Sage teilt der dänische Historiker Thiele von dem Bau der Mauern Kopenhagen mit; Die Arbeiten an der Befestigung der dänischen Hauptstadt gingen überall rüstig voran; nur an einer Stelle senkte sich die Mauer immer wieder. Man bot alles auf, um das Hindernis zu überwinden, aber der teuflische Zauber war nicht zu bannen. Da kam jemand auf den Gedanken, dort ein Kind lebendig einzumauern, und so geschah es. Man kaufte einer armen Frau ihr Mädchen ab und setzte die Kleine samt ihrem Spielzeug zwischen die tiefen Bausteine. In dem Moment war der Zauber überwunden, und bald war das Kind von dem Mauerwerk umschlossen. Man hörte noch seinen angstvollen Ruf: „Mutter, es ist so dunkel, ich kann dich nicht sehen.“ Dann verstummte es, und Kopenhagens Mauer ward glücklich vollendet.

So berichtet die alte Sage. Aber noch heute werden auch in den Kulturländern noch genug Menschenopfer bei den großen Bauten dargebracht. Es sind die Bauarbeiter, die nur zu oft das Opfer ihres schweren Berufs werden.

## Schach.

Unter Leitung von S. Mapin.  
S. Loyd.



2 ♠ (19-19) ♠

Schachnachrichten. Die erste Lieferung der 8. Auflage des Handbuchs von Bilguer ist erschienen. —

Dr. Tarrasch läßt im Selbstverlage ein neues Buch, betitelt „200 Meisterpartien“, erscheinen. Die Partien sollen in analytischer Ordnung der Eröffnungsvarianten aneinander angeordnet sein und somit ein Lehrbuch der Eröffnungen ergeben. Der Gedanke ist nicht schlecht. Aber durch wirklich gespielte Meisterpartien allein läßt sich selbst bei ausführlichster Glossierung kein Lehrbuch ergeben. Denn für viele wichtige Varianten gibt es keine guten Partien!... Wir pflügten uns in solchen Fällen der Komposition zu bedienen, d. h. die bekannten Meister Attakusli und Defendaron zu bemühen, die auf gegebene Thematika untereinander Partien je nach Bedarf spielen. Es sind dies „Analysen in Partieform“. Diese Art von „Kompositionen“ wurde unseres Wissens bisher nur von S. Mapin kultiviert. Partien sind in der Tat lehrreicher und vor allen Dingen gefälliger als trockene Analysen.

### Damengambit.

Vom Breslauer Turnier.

A. Burn. E. Cohn,

1. d2—d4 d7—d5

2. c2—c4 e7—e6

Leichter für Schwarz gestaltet sich das Spiel bei 2... e6! z. B.: 3. Sf3, Sf6 (vielleicht auch 3... d4!) 4. Sc3, d4; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sd1, Sbd7; 8. Lx04, e6; 9. 0—0, Lb7 nebst event. c6—c5. Wegen der Tempoerluste in Sb1—c3—b1 bestehend, gleicht sich das Spiel aus (d5)x04 und c7—e6—c5 von Schwarz sind auch zwei Tempoerluste gewesen.)

3. Sb1—c3 Sg8—f6

Diese „orthodoxe“ Verteidigung ist in den letzten Turnieren am meisten angewendet worden. Dr. Tarrasch empfiehlt 3... c5, was jedoch wegen 4. cd5, ed5; 5. de5 (oder auch g2—g3) seine Bedenken hat. Schwarz kann hierauf mit 5... d4; 6. Sa4, b5; 7. cb6, ab6; 8. b3 einen Angriff erlangen, aber nur auf Kosten von Material und aussichtslos im Falle, daß es zum Endspiel läme. Der Zugzug ist immerhin tollber.

4. Lc1—g5 Sb8—d7

5. e2—e3

5. cd5, ed5; 6. Sx05?, SxS!; 7. Lx0, Lb4!; 8. Dd2, Lx0!; 9. KxL, KxL zc.

5. .... Lf8—e7

6. Sg1—f3

In Betracht käme hier auch 6. e5?, e6; 7. f4, b6; 8. b4, a5; 9. a3 zc. Das schwarze Spiel ist sehr beengt.

6. .... 0—0

7. Lf1—d3 d5x04

8. Ld3x04

Dieser Tempoerlust schadet nicht,

weil auch Schwarz mit dxc4 ein Tempo verloren hatte.

8. .... a7—a6

9. 0—0

a2—a4 zu erwägen.

9. .... c7—c5

10. Dd1—e2 b7—b5

11. Lc4—b3 Lc8—b7

Hier konnte 11... cd4; 12. ed4, Sb6 nebst event. Sd5 gefahrlos

12. Ta1—d1 Dd8—a5?

Besser Sd4. Schwarz kommt ins

Gebränge.

13. Sf3—e5! ....

Droht SxS. Weiß steht viel besser.

13. .... Tf8—e8

14. f2—f4! ....

Droht f4—f5, was schwer zu pa-

rieren ist.

14. .... c5—c4

15. Lb3—c2 Sd7—f8

16. f4—f5 Da5—c7?

Etwas besser war e6x05.

17. f5x06 Sf8x06

18. Se6x07!!

Ein fein berechnetes, korrektes

Opfer.

18. .... Kg8x07

19. De2—h5! Kf7—g8

20. Lg5x06 Le7x06

21. Dh5x07! Kg8—f8

22. d4—d5 Dc7—e5

zieht der Se6, so folgt Tx06!,

weil Bg7 gefehlt ist.

23. d5x06

Weiß konnte auch Tx06! spielen.

Falls hierauf gxc6, so Le2—g6.

23. .... De5x07

24. Kgl—h1 De3x06

25. Lc2—g6 Aufgegeben.

Es könnte folgen: 25. ... Te7;

26. Tdcl, Dg8; 27. Tx06! zc.

### Briefkasten. Dr. S. L., Nürnberg.

Zu der Variante 1. e4, e5; 2. Sf3, Se6; 3. Lc4, Lc5; 4. c3, Sf6; 5. d4, ed4; 6. ed4, Lb4!; 7. Sc3, Sx04; 8. 0—0 (Mapin gab d4—d5! an) ist die Kombination: 8... SxS!; 9. bxc3, d5! zc. nicht, wie Sie meinen, zuerst von Dr. Olland in Stockholm 1912 gespielt, sondern von S. Mapin in Wien 1900. (Siehe „Schachfreund“ 1900.)